

Richmonder Anzeiger.

Redigirt und herausgegeben von W. Hassel, Ecke der Broad- und 5ten Straße.

2. Jahrgang.

Richmond, Va., Sonnabend, den 17. Mai 1856.

No. 52.

The German "RICHMOND ADVERTISER",
B. HASSEL, Editor and Proprietor,
Is published every Saturday, at \$3 per Annum,
payable in advance. Terms for Advertisements
reasonable.
OFFICE: CORNER BROAD & 5th STREET.

Bedingungen.

Der „Richmonder Anzeiger“ erscheint jeden Samstag und wird den resp. Abonnenten ins Haus gebracht. Der halbjährliche Abonnements-Preis beträgt \$1.50, welcher nach Empfang der ersten Nummer entrichtet werden muß. — Auswärtige Abonnenten belieben den Betrag an den Herausgeber (Letter Box 675) gefälligst einzusenden. — Briefe und Mittheilungen werden frankirt erbeten. — Anzeigen und Bekanntmachungen aller Art werden unter folgenden Bedingungen aufgenommen: Einmalige Einrückung eines Quadrats (10 Zeilen oder weniger bilden einen Quadrat) 50 Cts., zweimalige Einrückung 75 Cts. und für jedes weitere Mal 25 Cts.; für einen Monat \$1.00, für zwei Monate \$1.75, für drei Monate \$2.50, für sechs Monate \$4.00. Größere Anzeigen werden verhältnismäßig berechnet und finden hierbei die resp. Abonnenten besondere Berücksichtigung. — Anzeigen können bis um 7 Uhr des vorhergehenden Tages, an dem die Zeitung erscheint, eingesandt werden.

(Aus dem „Michigan Journal.“)

Der Tolle.

Von Adolph Stroblmann.
(Nach einem Motiv von Fanny Fern.)

Hallo, ihr Duden, laßt den Alten gehn!
Was jagt ihr frech den Tollen durch die Gasse,
Um dessen Lämmerläufe,
Durchfurchte Strich die weißen Haare wehn?
In deiner Hand der Stein? Du böser Anade!
Du schämst dich? ... Wie! dein Schwelger sing an?
Ist das der Jugend Mitleidsgabe?
Kommt her zu mir! — O seht, da hinkt am Stabe
Er müd hinweg, der arme Mann.

Ihr laßt den Blick verschämt am Pfaster ruhn,
Und klar verfluchen eure glühenden Wangen
Was Schlimmes ihr brangen;
Doch, Kinder, geht, ihr wollt's nicht wieder thun?
So reißt ja die Hand von der Wange ab!
Die nun ihr weint, beweinen mir's! Kommt mit!
Durch Liebe sollt das Leid ihr ehren!
Fürcht auf und merkt's! Ich will euch jetzt belehren,
Was jener Tolle list!

Nicht immer lebt er in des Irrens Nacht.
Ein kleines Hütchen nennt' er einst sein eigen;
Seht da — ich will's euch zeigen —
Das Haus am Eck, vom Birnbaum überdacht,
Dort lebt er glücklich, harmlos, stillzufrieden,
Durch seiner Hände Fleiß ernährt' er sich;
Nur klagt' er oft, daß ihm befähigen
Ein jänkisch Weib, sein einzig Kreuz hinneiden;
Sie starb — da weint' er bitterlich.

Er weinte — ja — nicht weil der Staub sie deckt,
Denn arg und feindlich war sie ihm geblieben;
Er weinte, daß sein Lieben
In ihr den guten Engel nicht gewack.
Und wie sich schloß sein Herz, das warme, milde,
Sich an sein einzig Kind, sein Mädchen, an,
Das, treu von seiner Sorgfalt Schilde
Gehegt, in ihrer Spielgenossen Gille
War bald sich jedes Herz gewann.

Wie bedr' er froh bei ihrer Stimme Klang,
Wenn sie den Kranz ihm gab, den sie gewonnen,
Daß er noch viele Stunden
Mit ihr die Kerze zu der Arbeit sang!
Und Sonntags, wenn zu grüner Waldeslände
Hinaus sie eilten mit dem Hund Neptun:
Wie sprang, als ob er flügel hätte,
Er mit dem Hund und Mädchen in die Wette,
Nun Jäger ihr, und Pferd ihr nun!

Das war 'ne Lust! — So kam ihr sechtes Jahr. —
„O komm, Papa, die Heidelbeeren lesen,
Die soll schon reif gewesen,
Als Sonntag ich mit dir im Walde war!“
„Heut nicht, mein Kind! Auf morgen will die kleine
Gewatterin die Schuh zum Hochzeitfest;
Die wartet nicht! Doch, geh alleine!
Neptun, du Faulpelz, mach' dich auf die Beine —
Daß du mein Mädchen nicht verläßt!“

Ein Mädchen — so! Verweile nicht zu spät!“
Sie ging. — Der Tag verstrich. — „Wo mag sie bleiben?“
Schon kimmert durch die Scheiden
Das Abendroth — er hämmert, pflödet und näht.
„Der letzte Stich! Die Arbeit bringt mir Ehre!
Horch! was das nicht...? Zum Teufel, Al! und Pfriem!
Da scharrt es an der Thür — sie sehren
Zurück! Still, ungewollt dich! Belchren
Muß sonst dein Vieh der Esquerriem!“

Was heißt und wünschst du? Ich dünne. Sprich,
Wo ist mein Kind? Gewitterstürme wehen —
O Gott, was ist geschehen?
Was zerrst du jaulend am Gewande mich?
Mein Mädchen, wo? ...? In Schänen schon, in weiten
Entspringt der Hund — laut keuchend stürzt er fort;
Entsetzen und Erwartung freiten
Sich in des Vaters Brust; er läßt sich leiten
Hinaus zum grünen Waldesort.

Da rufen sie. Ein Baum, vom Bliz zerseht,
Ein Leib daneben voller Blut und Wunden.
Er hat sein Kind gefunden.
Dies todt' Bild, sein Alles in der Welt!
Ein flirter Blick — die Augen glänzen und flammen,
Ein geller Schrei, so wild und schmerzenvoll,
Als wollt' er Gott und Welt verdammten;
Dann an der Leiche bricht er morsch zusammen —
Seit jener Stunde war er todt.

Seht ihr ihn wieder durch die Straßen ziehn,
Dem solches Leid die Nachtgewalten schufen:
Ich weiß, mit Spott und Rufen
O Kinder, nimmermehr verfolgt ihr ihn!

Du, Anade, wirft den Stein nicht mehr erheben;
Und du — nicht wahr, mein blondes Mädchen? sprich,
Du willst ihm schmutz Blumen geben —
Vielleicht noch einmal lächelst er im Leben,
Und für sein Mädchen hält er dich!

Der Wehmüller.

Nachstück aus dem Thüringerwalde
von Ludwig Bechstein.

Traulich murmeln die Waldbäche und rollen zum
Thalgrund, einen sich im Schooße gründer Wiesen,
brausen im Wehr und stürzen sich mit jugendlicher
Kraft auf der Mühle Schaufelräder, und die Räder
wälzen sich um und um, und es pocht und poltert, so
Tag für Tag, und fast in jeder Nacht, und von fern
pocht der Eisenhammer, der gewaltige Pulsschlag des
Waldbahles. Das Mühlhaus liegt friedenvoll, um-
buscht von Erlen, und beschattet von schlanken Ulmen
und Pappeln. Ein gut gepflegtes Gärtchen liegt nahe
dabei, und dahinter streckt sich ein weiter Wiesenplan
voll duftiger Waldblumen. Belebte Straßen ziehen von
den Bergen herab in die Thale, nach dem nahen
Gebirgsstädtchen, über dem der Rest eines alten Ritter-
schlosses auf dunklem steilen Grauwadenschieferfels hängt,
einst der Stamm- und Herrenstift der Reichsmarschälle
von Pappenheim.

Der Bach, der die Mühlräder treibt, heißt die Zopte,
das nahe Städtchen heißt Gräsenthal. Es ist ein
lieblicher Anblick, wenn die scheidende Sonne mit ihren
letzten Strahlen das Waldthal vergoldet, wenn die
Heerden heimkehren mit ihren melodisch klingenden
Glocken; der violette Schimmer der Höhen, der blaue
Dunst in den Thälern, der Smaragdglanz der Wiese
hinter dem Mühlhaus.

Aber mitten auf der Wiese steht ein großer schwarzer
Stein, jußt wie ein Grabstein, denn ein Grenzstein ist
es nicht, es ist hier keinerlei Grenze.
Es ist ein Grabstein.

Es war im Herbst des Jahres 1812, am 20. Sep-
tember. Das sonst so friedliche Waldthal erfüllte
Trommelschall, Hörnerruf, gellendes Pfeifen der Nidel-
stöten. Napoleon wälzte den Nachstrom seiner Heere
nach Rußland; einige Compagnien französischer Infan-
terie zogen diese Straße, trafen in Gräsenthal ein, und
waren befehligt, dort einen halben Tag zu halten.
Auch die Mühle erhielt mehrere Mann Einquartierung,
und diese kam unwillkommen genug, denn an Raum
war kein Ueberfluß, und es hatte die junge Frau des
Müllersohnes ihm ein Söhnchen geboren just an diesem
Tage. Da kam zur Freude die Sorge und zum Jubel
der Verdruß. Der alte Müller — sie hießen ihn nur
den Wehmüller, weil er früher im Besitz einer Pech-
hütte gewesen — war ein mürrischer, unfreundlicher
Mann, doch wußte er gute Miene zum bösen Spiele zu
machen, und die Franzosen hatten auch eine Weile, sich
unwiderstehlich zu zeigen, nicht nur bei Frauen, sondern
auch bei Männern, absonderlich bei störrigen, wie der
Wehmüller, der die Hausthür verschlossen und verriegelt
hatte, und das Werk gestellt, daß es still stand, als wäre
ewiger Feiertag. Einige französische Kernflücker und
zu deren Unterstützung einige Kolbenstöcke waren die
Schlüssel, welche die Thür schnell erschlossen. —
Der Mangel an Raum, den der Eigentümer des Hau-
ses pantomimisch andeutete, war nicht fähig, die Leute
mit ihrem Einquartierungsbillet zur Umkehr zu bewegen,
sie machten es sich im Mühlraum selbst auf der Stelle
bequem, rüdten sich die vollen Korn- und Mehlstädte zum
Lager zurecht, und zündeten ihre Pfeifen an. Es waren
gemeine Franzosen, Bauernsöhne, großer Umstände so
wenig gewohnt, als sie selbst Lust hatten, deren zu
machen. Ein Jüngling aber war unter ihnen, dessen
Gesichtsbildung vorthelhaft abstaß von der seiner Ka-
meraden, und die Gesichtsgebildung nicht allein, sondern
seine Bildung an sich. Still und bescheiden begnügte er
sich mit dem geringsten Plätzchen, und überraschte die
Müllerin, die sich in der Küche beschäftigte, plötzlich mit
der deutschen Anrede: „Madame, ich bitte Sie, geben
Sie mir Waschwasser und eine Serviette!“

Hoch erfreut, daß bei den Einquartirten doch ein
Mann war, mit welchem man sich verständigen konnte,
gab die Müllerin das Verlangte, und setzte mit großer
Zungenlängigkeit auseinander, wie sie alles aufbieten
wolle, die Herren Franzosen zufrieden zu stellen, sie
mühten sich nur ruhig verhalten, da ihre Schnur, die
mit dem Sohne im Hause wohnte, erst heute niederge-
kommen sei. Wenn es dem Sohne Frankreichs auch
etwas schwer fiel, die thüringische Mundart des Waldes
zu verstehen und manches Wort ihm entging, so sagte
er doch den Sinn der Rede, klopfte der Müllerin
lächelnd auf die Achsel, und sagte: „Liebe Madame,
haben Sie nicht Sorge! Wir sind gut, wir wollen
nicht machen Lärm.“

Die Müllerin lachte freundlich — das war ein präch-
tiger junger Herr meinte sie, der müsse aus einem guten
Hause sein, man sehe ihm die Artigkeit und Vornehmig-
keit an, zweimal habe er sie schon Madame genannt —
ei, das habe sie noch nicht gewußt, daß sie auch eine
Madame sei. Das werde sie sich merken, und es näch-
stens der Madame Vitriolwerkbesitzerin, der Madame
Schiefertafelgroßhändlerin und der Madame Tuchfabri-
kantin zu verstehen geben. — Einige Worte des jungen
Soldaten an seine Kameraden reichten hin, sie von den
ihm gemachten Eröffnungen zu unterrichten, und ihnen
die Verheißung guter Bewirthung mitzutheilen, und
diese Verheißung erfüllte sich auch auf das Vollstän-
digste. Die Müllerin spendete mit offener Hand, sehr
zum Mißmuth ihres Mannes; es gab eine kräftige
Suppe, Rauchfleisch, Wurst, Kartoffeln, Bier, Brand-
wein und ein gutes Brod; freilich kein Franzbrod.
Die Franzosen aßen wie die Drescher, tranken wie
die Bürsenbinder und sagten: „Gut, o viel gut,
Madame.“
Der Wehmüller ärgerte sich über alle Mäßen über
die Plauderhaftigkeit seiner Frau und über ihre große
Gastlichkeit, und sprach krumment zum Sohne: „Ich
meint, die Alte müßt' übergeschnappt sein! Wär sie
noch in den dreißigern, so dächt' ich, sie hätte sich in das
französische Mischgeschicht verschamert.“
Der Sohn des Müllers war ein trockner, schweigsamer
Mensch, er ließ den Vater schwagen, antwortete
gar nichts, und aß geruhig weiter. Neben war seine
Sache nicht, aber er war thätig, und kümmerte sich um
wenig Dinge, die nicht im Kreise seines Geschäfts lagen.
Er hatte ein gutes, wohlhabendes Mädchen geheirathet,
von deren Aussteuer das älterliche Mühlhaus schulden-
frei gemacht worden war, nun wohnte er als Theilha-
ber am Geschäft mit im Hause, machte den fleißigen
Mühlknappen und fast als solcher mit seiner Frau am
Tische der Aeltern, oder sie an dem seinen. Beide Fami-
lien bildeten vorerst noch nur eine.
Nach dem Essen suchten die Soldaten gleich die
Ruhe, bis auf den jungen Franzosen, der bisweilen nach
seiner Uhr sah, und auch ein wenig vor das Haus ging.
Aus dem nahen Städtchen schallten die Trommeln und
Pfeisen des Zapfenstreichs, der dessen Straßen das Thal
entlang durchzog.
Der Mond war aufgegangen, doch noch nicht über
die östlichen Berge herüber; die Höhen verklärte sein
Strahl, die Thäler schlummerten im Abend Schatten.
Der Gegend ganzer Charakter, der einer ersten Schön-
heit, trat hervor, schroffe Höhen, enge Thälern, un-
absehbare Wälder voll tiefer schweigender, melancholi-
scher Einsamkeit. Dribben, westwärts, über'm Schloß,
stand eine bleiche Wolke, fast anzusehen, wie der große
Komet, der im vorigen Jahre im Herbst erschienen war.
Ein Schauer durchbebt den Jüngling, als er den wie
eine Ruthe geformten Wolkenstreifen sah.
„Ha! die Ruthe des Himmels!“ — rief er aus in
seiner Sprache. — „O mein Vaterland! Dir gelten
diese Zeichen! Du hast dir die Ruthe aufgebunden und
deine Söhne werden von ihr hinweg gepeitscht, weit
hinweg von den vaterländischen Boden, wie Sklaven
eines Tyrannen — gegen ein Land, das sie alle ver-
schlingen wird, gegen ein unbekanntes wüstes, wildes
Land, das erobern zu wollen, eine Thorheit, erobern zu
können, ein Wahnsinn ist. Diesem Tyrannendruck sich zu
entziehen, ist kein Verbrechen! Zu lange schon folgte
ich gezwungen den verhaßten Fahnen, vom Herzen der
theuern Aeltern, aus den Armen der liebenden Braut
und Geschwister mit Gewalt gerissen.“
Schmerzlich blickte der Jüngling zum Himmel auf.
„Und wenn ich jetzt gleich, wenn ich diese Nacht noch
ginge?“ — fragte er sich. „Wenn ich der Frau des
Hauses — die so gut scheint — mich ihr vertraute —
sie schafft mir wohl einen getreuen Geleitmann — aber
— sie ist plauderhaft — ich wage es nicht. Der Mann?
— Er blickt so finster, wir sind ihm unliebe Gäste —
ich kann ihm darob nicht zürnen. Der Sohn — mit
dem ist nichts zu beginnen. Und dann? Kann ich flie-
hen — allein fliehen? Ich kann nicht. Schrieb doch mein
guter Vater: Wage keinen übereilten Schritt — harre,
mein theurer Sohn, bis du in einem Gebirgslande bist,
wo Berge und Felder die Verfolgung erschweren, aber
auch dann entfliehe nicht planlos, damit du nicht auf-
gefangen wirst. Im Flachland wimmeln alle Wege von
Truppen — da kommst du nicht durch und zurück. Harre
bis ich selbst dir nahe bin, ich folge dir, als Handlungs-
reisender, verkleidet, mit guten Pässen versehen, von
Ort zu Ort, und werde dir nahen, und dir Winke geben,
sobald ich erachte, daß es an der Zeit sei, den bedenk-
lichen Schritt, auf welchem Tod und Leben steht, zu
wagen. Um den 25. des Monats September darfst du
mich erwarten, da wird dein Regiment über das Thü-
ringer Waldgebirge ziehen, die Compagnien werden
ziemlich vereinigt in die durch Wälder und Berge ge-
trennten Gebirgskette gelegt werden. Dann — und so
lange daure und hoffe!“
„Aber — o Gott, die bestimmte Zeit ist vorüber und
der Vater — traf nicht ein, sandte mir kein Zeichen!
Wir haben schon fast das Gebirge hinter uns! Sollte
der Vater Unglück gehabt haben? Es wäre entsetzlich!“
Von widerstrebenden Gefühlen gemartert, von bängen

Sorgen gequält, ging der Jüngling in das Haus, als
eben über den östlich das Thal begrenzenden Bergen der
Mond heraufkam.
Die Kameraden schliefen schon auf ihrer Säcken, die
Tornister als Kopfkissen, die Mäntel als Decken; die
Müllerin schien den bevorzugten Gast zu erwarten, und
flüsterte: „Wir haben droben noch eine Kammer mit
einem Bett — ist doch besser, als in der Mühle — Sie
schlafen weicher — ruhiger, schlafen Sie recht wohl,
mein guter junger Herr!“
„Gute Nacht, liebe Madame! Und ich danke Ihnen
sehr!“ — erwiderte der Jüngling, und nahm seinen
Tornister und seine Musfete. Der Wehmüller empfing
aus der Hand seiner Frau die brennende Lampe, er ver-
schloß das Haus, leuchtete dem jungen Soldaten in die
Schlafkammer voran, die einsam lag nach dem Walde
zu. Der Jüngling warf einen Blick in die mondbe-
glänzte frische Herbstnacht, und seufzte.
„Nun? Was fehlt ihm? Fehlt ihm noch was?“
— fragte der Wehmüller in seiner gemeinen Redeweise.
„Ach, ich bin sehr unglücklich!“ — erwiderte der
junge Franzose, vom Gefühl überwältigt. „Ich will
nicht ziehen in das kalte Rußland — ich mag nicht
bleiben Soldat — hinaus in den Wald — desertir!“
Das schwere Wort war gesprochen, der Jüngling er-
schrak, daß es hinaus war, und schon reute ihn, sich mit-
getheilt zu haben gegen den finstern Mann. Aber nun
war es geschehen, nun mußte er suchen, des Mannes
Beistand zu gewinnen. „Im schönen Frankreich habe ich
eine Braut — und eine gute Mutter, Bruder und
Schwester. O lieber Freund! Verstehen Sie mich, mor-
gen und noch ein — zwei Tage — es wird vielleicht
kommen ein Mann, ein Commis voyageur — wird
fragen nach Armand du Lenoir — so heiße ich — ihm
sagen Sie dann, wo er mich findet, und wir wollen ih-
nen danken ewig von ganzen Herzen.“
„Ei.“ — sagte auf diese vertrauliche Mittheilung der
Wehmüller, — „da höre ich ja schöne Dinge! Wenn
der Mosjeu erschappiren will, wer wird zuerst gefragt?
Ich. Bei ihm wird visittirt und vigiltirt? Bei mir.
Die Franzosen, Seine Landsleute, kümmern sich den
Teufel drum und stecken mir die Mühle über'm Kopf in
Brand, wenn sie ihn bei mir finden. Mein Mosjeu,
das ist ein kluglich Ding, das kostet Hals und Kragen.
Ich will es lieber dem Hauptmann zu wissen thun, was
er für Helden hat! Da giebt es noch ein Trinkgeld zu
verdienen. In Deutschland desertirt kein christlicher Sol-
dat, weiß er das Mosjeu?“
Der Franzose erschrak zum Tode.
„O nicht verrathen! nicht verrathen, mein guter
Wirth!“ — rief er flehend. — „Ich kann auch geben
Trinkgeld! — Mehr als mein Capitain!“ — Damit
knöpfte der Sprechende die Mantur auf, löste einen Le-
dergurt vom Reibe, und hielt daraus dem überraschten
Müller eine Hand voll Napoleons'or hin.
„Nehmen Sie das — nehmen Sie alles — nur ver-
rathen Sie mich nicht! Verbergen Sie mich, helfen Sie
mir!“
Beim Anblick des Goldes, dessen er so viel besaßen
noch nie gesehen, zuckten Jubasgedanken durch die Seele
des Wehmüllers. Daß das Geld der Schnur ihm zwar
das Haus schuldenfrei gemacht, sonst aber ihn noch nicht
von allen Schulden befreit, und daß nun Sohn und
Schnur dafür als Mitbesitzer in der Mühle wohnten
und walteten, das war dem Wehmüller stets ein stiller
Arg. Das Verhältniß drückte ihn, machte ihn mürrisch
— wenn es ihm glückte, wenn er so viel Geld ge-
wann, gab er den Kindern das ihre zurüd, ließ sie in die
Stadt ziehen, der Sohn konnte ein anderes Gewerbe er-
greifen — oder, wollt' er Müller bleiben, eine eigne
Mühle erwerben, es gab deren noch genug im Zopte-
grunde. Das Waldwasser für alle jahraus, jahrein, da
war nie ein Stillstand. Und er war dann wieder allein
Herr und Meister in seiner Mühle.
Der Wehmüller sprach: „Ich brauche sein nicht! Soll
ich's aber ihm verwahren und ihn dazu — so will
ich's wagen — weil er mich dauert. Es wäre doch
schade um so ein junges Blut. Geb er her die Geld-
tase, und nehm' Er seinen Tornister — sein Gewehr
— laß' Er nichts liegen. Ich will ihn an einen Ort
hin bringen, wo ihn kein Teufel sucht und findet, den
ich allein nur kenne. Freilich wag' ich mein Leben
dabei!“

In der Kammer hing eine Laterne. Der Wehmüller
nahm sie vom Haken, stellte die Handlampe hin, und
ließ den Soldaten folgen. Dieser, voll Hoffnung und
Vertrauen, hatte die Hände zum Gebet erhoben, und
sandte in unausgesprochenen Worten Dank und in-
brünstiges Flehen zum Himmel empor.
Im Gemach blieb ein kleiner Dolch, den der junge
Soldat bei sich führte, und abgelegt hatte, aus Versehen
und Eile liegen.
Leise ging der Wehmüller eine schmale Hintertreppe
hinab, die in einen engen, mit Holz und Brettern über-
füllten Hofraum führte, schob einige Wollen Reißig zur
Seite, und öffnete eine kleine Kellertür, die zu einer
Treppe führte, diese ging er hinab. (Fortf. folgt.)

leit an, zweimal habe er sie schon Madame genannt —
ei, das habe sie noch nicht gewußt, daß sie auch eine
Madame sei. Das werde sie sich merken, und es näch-
stens der Madame Vitriolwerkbesitzerin, der Madame
Schiefertafelgroßhändlerin und der Madame Tuchfabri-
kantin zu verstehen geben. — Einige Worte des jungen
Soldaten an seine Kameraden reichten hin, sie von den
ihm gemachten Eröffnungen zu unterrichten, und ihnen
die Verheißung guter Bewirthung mitzutheilen, und
diese Verheißung erfüllte sich auch auf das Vollstän-
digste. Die Müllerin spendete mit offener Hand, sehr
zum Mißmuth ihres Mannes; es gab eine kräftige
Suppe, Rauchfleisch, Wurst, Kartoffeln, Bier, Brand-
wein und ein gutes Brod; freilich kein Franzbrod.
Die Franzosen aßen wie die Drescher, tranken wie
die Bürsenbinder und sagten: „Gut, o viel gut,
Madame.“

Der Wehmüller ärgerte sich über alle Mäßen über
die Plauderhaftigkeit seiner Frau und über ihre große
Gastlichkeit, und sprach krumment zum Sohne: „Ich
meint, die Alte müßt' übergeschnappt sein! Wär sie
noch in den dreißigern, so dächt' ich, sie hätte sich in das
französische Mischgeschicht verschamert.“
Der Sohn des Müllers war ein trockner, schweigsamer
Mensch, er ließ den Vater schwagen, antwortete
gar nichts, und aß geruhig weiter. Neben war seine
Sache nicht, aber er war thätig, und kümmerte sich um
wenig Dinge, die nicht im Kreise seines Geschäfts lagen.
Er hatte ein gutes, wohlhabendes Mädchen geheirathet,
von deren Aussteuer das älterliche Mühlhaus schulden-
frei gemacht worden war, nun wohnte er als Theilha-
ber am Geschäft mit im Hause, machte den fleißigen
Mühlknappen und fast als solcher mit seiner Frau am
Tische der Aeltern, oder sie an dem seinen. Beide Fami-
lien bildeten vorerst noch nur eine.
Nach dem Essen suchten die Soldaten gleich die
Ruhe, bis auf den jungen Franzosen, der bisweilen nach
seiner Uhr sah, und auch ein wenig vor das Haus ging.
Aus dem nahen Städtchen schallten die Trommeln und
Pfeisen des Zapfenstreichs, der dessen Straßen das Thal
entlang durchzog.

Der Mond war aufgegangen, doch noch nicht über
die östlichen Berge herüber; die Höhen verklärte sein
Strahl, die Thäler schlummerten im Abend Schatten.
Der Gegend ganzer Charakter, der einer ersten Schön-
heit, trat hervor, schroffe Höhen, enge Thälern, un-
absehbare Wälder voll tiefer schweigender, melancholi-
scher Einsamkeit. Dribben, westwärts, über'm Schloß,
stand eine bleiche Wolke, fast anzusehen, wie der große
Komet, der im vorigen Jahre im Herbst erschienen war.
Ein Schauer durchbebt den Jüngling, als er den wie
eine Ruthe geformten Wolkenstreifen sah.
„Ha! die Ruthe des Himmels!“ — rief er aus in
seiner Sprache. — „O mein Vaterland! Dir gelten
diese Zeichen! Du hast dir die Ruthe aufgebunden und
deine Söhne werden von ihr hinweg gepeitscht, weit
hinweg von den vaterländischen Boden, wie Sklaven
eines Tyrannen — gegen ein Land, das sie alle ver-
schlingen wird, gegen ein unbekanntes wüstes, wildes
Land, das erobern zu wollen, eine Thorheit, erobern zu
können, ein Wahnsinn ist. Diesem Tyrannendruck sich zu
entziehen, ist kein Verbrechen! Zu lange schon folgte
ich gezwungen den verhaßten Fahnen, vom Herzen der
theuern Aeltern, aus den Armen der liebenden Braut
und Geschwister mit Gewalt gerissen.“
Schmerzlich blickte der Jüngling zum Himmel auf.
„Und wenn ich jetzt gleich, wenn ich diese Nacht noch
ginge?“ — fragte er sich. „Wenn ich der Frau des
Hauses — die so gut scheint — mich ihr vertraute —
sie schafft mir wohl einen getreuen Geleitmann — aber
— sie ist plauderhaft — ich wage es nicht. Der Mann?
— Er blickt so finster, wir sind ihm unliebe Gäste —
ich kann ihm darob nicht zürnen. Der Sohn — mit
dem ist nichts zu beginnen. Und dann? Kann ich flie-
hen — allein fliehen? Ich kann nicht. Schrieb doch mein
guter Vater: Wage keinen übereilten Schritt — harre,
mein theurer Sohn, bis du in einem Gebirgslande bist,
wo Berge und Felder die Verfolgung erschweren, aber
auch dann entfliehe nicht planlos, damit du nicht auf-
gefangen wirst. Im Flachland wimmeln alle Wege von
Truppen — da kommst du nicht durch und zurück. Harre
bis ich selbst dir nahe bin, ich folge dir, als Handlungs-
reisender, verkleidet, mit guten Pässen versehen, von
Ort zu Ort, und werde dir nahen, und dir Winke geben,
sobald ich erachte, daß es an der Zeit sei, den bedenk-
lichen Schritt, auf welchem Tod und Leben steht, zu
wagen. Um den 25. des Monats September darfst du
mich erwarten, da wird dein Regiment über das Thü-
ringer Waldgebirge ziehen, die Compagnien werden
ziemlich vereinigt in die durch Wälder und Berge ge-
trennten Gebirgskette gelegt werden. Dann — und so
lange daure und hoffe!“
„Aber — o Gott, die bestimmte Zeit ist vorüber und
der Vater — traf nicht ein, sandte mir kein Zeichen!
Wir haben schon fast das Gebirge hinter uns! Sollte
der Vater Unglück gehabt haben? Es wäre entsetzlich!“
Von widerstrebenden Gefühlen gemartert, von bängen

Sorgen gequält, ging der Jüngling in das Haus, als
eben über den östlich das Thal begrenzenden Bergen der
Mond heraufkam.
Die Kameraden schliefen schon auf ihrer Säcken, die
Tornister als Kopfkissen, die Mäntel als Decken; die
Müllerin schien den bevorzugten Gast zu erwarten, und
flüsterte: „Wir haben droben noch eine Kammer mit
einem Bett — ist doch besser, als in der Mühle — Sie
schlafen weicher — ruhiger, schlafen Sie recht wohl,
mein guter junger Herr!“
„Gute Nacht, liebe Madame! Und ich danke Ihnen
sehr!“ — erwiderte der Jüngling, und nahm seinen
Tornister und seine Musfete. Der Wehmüller empfing
aus der Hand seiner Frau die brennende Lampe, er ver-
schloß das Haus, leuchtete dem jungen Soldaten in die
Schlafkammer voran, die einsam lag nach dem Walde
zu. Der Jüngling warf einen Blick in die mondbe-
glänzte frische Herbstnacht, und seufzte.
„Nun? Was fehlt ihm? Fehlt ihm noch was?“
— fragte der Wehmüller in seiner gemeinen Redeweise.
„Ach, ich bin sehr unglücklich!“ — erwiderte der
junge Franzose, vom Gefühl überwältigt. „Ich will
nicht ziehen in das kalte Rußland — ich mag nicht
bleiben Soldat — hinaus in den Wald — desertir!“
Das schwere Wort war gesprochen, der Jüngling er-
schrak, daß es hinaus war, und schon reute ihn, sich mit-
getheilt zu haben gegen den finstern Mann. Aber nun
war es geschehen, nun mußte er suchen, des Mannes
Beistand zu gewinnen. „Im schönen Frankreich habe ich
eine Braut — und eine gute Mutter, Bruder und
Schwester. O lieber Freund! Verstehen Sie mich, mor-
gen und noch ein — zwei Tage — es wird vielleicht
kommen ein Mann, ein Commis voyageur — wird
fragen nach Armand du Lenoir — so heiße ich — ihm
sagen Sie dann, wo er mich findet, und wir wollen ih-
nen danken ewig von ganzen Herzen.“
„Ei.“ — sagte auf diese vertrauliche Mittheilung der
Wehmüller, — „da höre ich ja schöne Dinge! Wenn
der Mosjeu erschappiren will, wer wird zuerst gefragt?
Ich. Bei ihm wird visittirt und vigiltirt? Bei mir.
Die Franzosen, Seine Landsleute, kümmern sich den
Teufel drum und stecken mir die Mühle über'm Kopf in
Brand, wenn sie ihn bei mir finden. Mein Mosjeu,
das ist ein kluglich Ding, das kostet Hals und Kragen.
Ich will es lieber dem Hauptmann zu wissen thun, was
er für Helden hat! Da giebt es noch ein Trinkgeld zu
verdienen. In Deutschland desertirt kein christlicher Sol-
dat, weiß er das Mosjeu?“
Der Franzose erschrak zum Tode.
„O nicht verrathen! nicht verrathen, mein guter
Wirth!“ — rief er flehend. — „Ich kann auch geben
Trinkgeld! — Mehr als mein Capitain!“ — Damit
knöpfte der Sprechende die Mantur auf, löste einen Le-
dergurt vom Reibe, und hielt daraus dem überraschten
Müller eine Hand voll Napoleons'or hin.
„Nehmen Sie das — nehmen Sie alles — nur ver-
rathen Sie mich nicht! Verbergen Sie mich, helfen Sie
mir!“

Beim Anblick des Goldes, dessen er so viel besaßen
noch nie gesehen, zuckten Jubasgedanken durch die Seele
des Wehmüllers. Daß das Geld der Schnur ihm zwar
das Haus schuldenfrei gemacht, sonst aber ihn noch nicht
von allen Schulden befreit, und daß nun Sohn und
Schnur dafür als Mitbesitzer in der Mühle wohnten
und walteten, das war dem Wehmüller stets ein stiller
Arg. Das Verhältniß drückte ihn, machte ihn mürrisch
— wenn es ihm glückte, wenn er so viel Geld ge-
wann, gab er den Kindern das ihre zurüd, ließ sie in die
Stadt ziehen, der Sohn konnte ein anderes Gewerbe er-
greifen — oder, wollt' er Müller bleiben, eine eigne
Mühle erwerben, es gab deren noch genug im Zopte-
grunde. Das Waldwasser für alle jahraus, jahrein, da
war nie ein Stillstand. Und er war dann wieder allein
Herr und Meister in seiner Mühle.
Der Wehmüller sprach: „Ich brauche sein nicht! Soll
ich's aber ihm verwahren und ihn dazu — so will
ich's wagen — weil er mich dauert. Es wäre doch
schade um so ein junges Blut. Geb er her die Geld-
tase, und nehm' Er seinen Tornister — sein Gewehr
— laß' Er nichts liegen. Ich will ihn an einen Ort
hin bringen, wo ihn kein Teufel sucht und findet, den
ich allein nur kenne. Freilich wag' ich mein Leben
dabei!“

In der Kammer hing eine Laterne. Der Wehmüller
nahm sie vom Haken, stellte die Handlampe hin, und
ließ den Soldaten folgen. Dieser, voll Hoffnung und
Vertrauen, hatte die Hände zum Gebet erhoben, und
sandte in unausgesprochenen Worten Dank und in-
brünstiges Flehen zum Himmel empor.
Im Gemach blieb ein kleiner Dolch, den der junge
Soldat bei sich führte, und abgelegt hatte, aus Versehen
und Eile liegen.
Leise ging der Wehmüller eine schmale Hintertreppe
hinab, die in einen engen, mit Holz und Brettern über-
füllten Hofraum führte, schob einige Wollen Reißig zur
Seite, und öffnete eine kleine Kellertür, die zu einer
Treppe führte, diese ging er hinab. (Fortf. folgt.)

leit an, zweimal habe er sie schon Madame genannt —
ei, das habe sie noch nicht gewußt, daß sie auch eine
Madame sei. Das werde sie sich merken, und es näch-
stens der Madame Vitriolwerkbesitzerin, der Madame
Schiefertafelgroßhändlerin und der Madame Tuchfabri-
kantin zu verstehen geben. — Einige Worte des jungen
Soldaten an seine Kameraden reichten hin, sie von den
ihm gemachten Eröffnungen zu unterrichten, und ihnen
die Verheißung guter Bewirthung mitzutheilen, und
diese Verheißung erfüllte sich auch auf das Vollstän-
digste. Die Müllerin spendete mit offener Hand, sehr
zum Mißmuth ihres Mannes; es gab eine kräftige
Suppe, Rauchfleisch, Wurst, Kartoffeln, Bier, Brand-
wein und ein gutes Brod; freilich kein Franzbrod.
Die Franzosen aßen wie die Drescher, tranken wie
die Bürsenbinder und sagten: „Gut, o viel gut,
Madame.“

Der Wehmüller ärgerte sich über alle Mäßen über
die Plauderhaftigkeit seiner Frau und über ihre große
Gastlichkeit, und sprach krumment zum Sohne: „Ich
meint, die Alte müßt' übergeschnappt sein! Wär sie
noch in den dreißigern, so dächt' ich, sie hätte sich in das
französische Mischgeschicht verschamert.“
Der Sohn des Müllers war ein trockner, schweigsamer
Mensch, er ließ den Vater schwagen, antwortete
gar nichts, und aß geruhig weiter. Neben war seine
Sache nicht, aber er war thätig, und kümmerte sich um
wenig Dinge, die nicht im Kreise seines Geschäfts lagen.
Er hatte ein gutes, wohlhabendes Mädchen geheirathet,
von deren Aussteuer das älterliche Mühlhaus schulden-
frei gemacht worden war, nun wohnte er als Theilha-
ber am Geschäft mit im Hause, machte den fleißigen
Mühlknappen und fast als solcher mit seiner Frau am
Tische der Aeltern, oder sie an dem seinen. Beide Fami-
lien bildeten vorerst noch nur eine.
Nach dem Essen suchten die Soldaten gleich die
Ruhe, bis auf den jungen Franzosen, der bisweilen nach
seiner Uhr sah, und auch ein wenig vor das Haus ging.
Aus dem nahen Städtchen schallten die Trommeln und
Pfeisen des Zapfenstreichs, der dessen Straßen das Thal
entlang durchzog.
Der Mond war aufgegangen, doch noch nicht über
die östlichen Berge herüber; die Höhen verklärte sein
Strahl, die Thäler schlummerten im Abend Schatten.
Der Gegend ganzer Charakter, der einer ersten Schön-
heit, trat hervor, schroffe Höhen, enge Thälern, un-
absehbare Wälder voll tiefer schweigender, melancholi-
scher Einsamkeit. Dribben, westwärts, über'm Schloß,
stand eine bleiche Wolke, fast anzusehen, wie der große
Komet, der im vorigen Jahre im Herbst erschienen war.
Ein Schauer durchbebt den Jüngling, als er den wie
eine Ruthe geformten Wolkenstreifen sah.
„Ha! die Ruthe des Himmels!“ — rief er aus in
seiner Sprache. — „O mein Vaterland! Dir gelten
diese Zeichen! Du hast dir die Ruthe aufgebunden und
deine Söhne werden von ihr hinweg gepeitscht, weit
hinweg von den vaterländischen Boden, wie Sklaven
eines Tyrannen — gegen ein Land, das sie alle ver-
schlingen wird, gegen ein unbekanntes wüstes, wildes
Land, das erobern zu wollen, eine Thorheit, erobern zu
können, ein Wahnsinn ist. Diesem Tyrannendruck sich zu
entziehen, ist kein Verbrechen! Zu lange schon folgte
ich gezwungen den verhaßten Fahnen, vom Herzen der
theuern Aeltern, aus den Armen der liebenden Braut
und Geschwister mit Gewalt gerissen.“
Schmerzlich blickte der Jüngling zum Himmel auf.
„Und wenn ich jetzt gleich, wenn ich diese Nacht noch
ginge?“ — fragte er sich. „Wenn ich der Frau des
Hauses — die so gut scheint — mich ihr vertraute —
sie schafft mir wohl einen getreuen Geleitmann — aber
— sie ist plauderhaft — ich wage es nicht. Der Mann?
— Er blickt so finster, wir sind ihm unliebe Gäste —
ich kann ihm darob nicht zürnen. Der Sohn — mit
dem ist nichts zu beginnen. Und dann? Kann ich flie-
hen — allein fliehen? Ich kann nicht. Schrieb doch mein
guter Vater: Wage keinen übereilten Schritt — harre,
mein theurer Sohn, bis du in einem Gebirgslande bist,
wo Berge und Felder die Verfolgung erschweren, aber
auch dann entfliehe nicht planlos, damit du nicht auf-
gefangen wirst. Im Flachland wimmeln alle Wege von
Truppen — da kommst du nicht durch und zurück. Harre
bis ich selbst dir nahe bin, ich folge dir, als Handlungs-
reisender, verkleidet, mit guten Pässen versehen, von
Ort zu Ort, und werde dir nahen, und dir Winke geben,
sobald ich erachte, daß es an der Zeit sei, den bedenk-
lichen Schritt, auf welchem Tod und Leben steht, zu
wagen. Um den 25. des Monats September darfst du
mich erwarten, da wird dein Regiment über das Thü-
ringer Waldgebirge ziehen, die Compagnien werden
ziemlich vereinigt in die durch Wälder und Berge ge-
trennten Gebirgskette gelegt werden. Dann — und so
lange daure und hoffe!“
„Aber — o Gott, die bestimmte Zeit ist vorüber und
der Vater — traf nicht ein, sandte mir kein Zeichen!
Wir haben schon fast das Gebirge hinter uns! Sollte
der Vater Unglück gehabt haben? Es wäre entsetzlich!“
Von widerstrebenden Gefühlen gemartert, von bängen